

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 46 — Sonntag, den 15. November 1936

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Trutzburgen der erzgebirgischen Heimat im Novembersturm

Wenn der Novembersturm über den Kamm unseres Erzgebirges braust und vor sich her die schwarzen Regenwolken treibt, neigt sich das Kirchenjahr dem Ende zu und die Bußtagsglocken klingen über das Land, bevor wir auf unseren Bergfriedhöfen

Ja, eine feste Burg sind all die Kirchen unserer erzgebirgischen Heimat, Burgen des Glaubens an den, der Jahr um Jahr uns schirmt und behütet — an unseren treuen Gott! Unser deutsches Volk ist ein glaubensstarkes Geschlecht. Das erleben wir jetzt in



Herbststimmung um die Großröderswalder Kirche

Das Bild ist uns in liebenswürdiger Weise vom „Stollberger Anzeiger“ zur Verfügung gestellt worden.

zum letzten Mal die Gräber für den Totensonntag richten. Das ist wie das Abschiedsweh, das durch die Seele zittert. Regenschauer neigen sich die hohen Wipfel im Heimatwald unter dem Novembersturm, der alles hinwegkehrt, als wolle er die Straße frei machen für den ewig weißen Tod, der nun kommen wird. Auch unser Bild von der bekannten Wehrkirche in Großröderswalde ist ein rechtes Novemberbild. Wir fühlen bei seinem Anblick förmlich, wie der Sturm über die Straße fegt und die Schindeln der alten Wehrkirche schüttelt. Das ist, als wolle bei dem Klappern der Schindeln das alte Kirchlein darüber klagen, daß man es wagt, an dieser alten Glaubensburg zu rütteln. Aber diese Mauern der alten Wehrkirche in unserem Erzgebirge stehen gar fest. Jahrhunderte haben sie überlebt, Glaubenskämpfe und manche Not in unserem Erzgebirge haben sie gesehen, und immer sind diese Mauern geblieben — wie Zeugen Gottes, zu dessen Ehre sie erbaut wurden. Da braucht uns dieser Novembersturm nicht bange zu machen. Noch klingt ja auch in uns vom Reformationsfest her das alte Schutz- und Trutzhied: Ein feste Burg...

der völkischen Neugeburt, die nach schwerem Novembersturm zu neuem Völkerfrühling treibt; wir wollen es aber auch erleben in religiöser Beziehung. Freilich, zu dieser Erneuerung auf religiösem Gebiet müssen wir uns auch erst durchringen, und zu diesem Ringen gehört nicht zuletzt eben der Bußtag. Manch einem von uns will es freilich nicht anstehen, neben der Kampfstellung Bußfertigkeit zu zeigen, und doch liegt gerade in dieser Bußfertigkeit vor Gott eine gar edle Ritterlichkeit, der sich niemand zu schämen braucht. Denken wir an das Wort Bismarcks und anderer großen deutschen Männer. Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt! Wer für eine gute Sache streiten will, und das wollen wir doch gerade heute in unserem Deutschland, der muß sich vor Gott demütigen und wissen, daß alle Kraft zum Sieg nur von ihm kommt. Es ist schon so, daß mit unserer Menschenmacht nichts getan ist, und daß wir gar bald verloren sind, wenn wir im Kampf nicht von seinem Geiste beseelt sind. Es ist wahrlich auch nicht allzu schwer, diese Tatsache zu erkennen, Himmel und Erde predigen uns das. Gewaltig sind

die Katastrophen, die sich im Universum und auf unserer Erde ereignen. Wahrlich, sie lehren uns alle, daß wir sie nicht abwenden können, und wenn wir alle unsere Menschenkraft aufbieten würden. Dieser Gedanke könnte uns freilich auch ohnmächtig machen und unseren Kampfesmut schwächen, und deshalb gibt es ja auch Menschen, die das Christentum — als für den irdischen Kampf ungeeignet — ablehnen. Sie tun das aber nur, weil sie die Macht des Gebetes noch nicht erprobt haben. Manch einer hats aber draußen in der Feldschlacht erfahren: „Gott verläßt einen guten Deutschen nicht!“ Das gilt damals wie heute, aber das setzt natürlich auch voraus, daß wir uns reiflos unter

Gott stellen. Wenn wir das aber tun, dann wissen wir auch, daß der Kampf gelingen muß, und daß es dabei nicht auf die Anzahl der Truppen, also auf ihre Stärke, als vielmehr auf den Geist der Kampftruppe ankommt. Unsere deutsche Kriegsgeschichte ist reich an solchen Erfahrungen. Wer da aber streiten will für das Reich Gottes, der wird dasselbe erfahren. Wir Erzgebirgler stehen auf den Grenzbergen der deutschen Heimat und des deutschen Luther-glaubens. Wohlan, laßt uns dafür sorgen, daß diese Berge Trug-burgen und unsere Kirchen Wehrkirchen bleiben; Glaubens-burgen, in denen wir froh und freudig bekennen: „Mit Gott für Heimat und Vaterland!“ S. Sdl.

Vom Hühnerhabicht

(Jäger vom Rhein. 1202.)

Die „Oreerzgebirgische Zeitung“ berichtet u. a. aus Adorf folgenden Vorgang: „Einen Hühnerhabicht mit den Händen lebendig fangen konnte am Dienstagabend der Fleischergehilfe Rudi Reudel, Delsnitzer Straße. Der Raubvogel hatte sich in einem stattlichen Hahn fest eingekrallt und wurde überrascht, ehe er seine Beute forttragen konnte. Das starke Tier ist 50 Zentimeter lang und hat eine Flügelspannweite von 110 Zentimeter. Der Hühnerhabicht stellt dem Hausgeflügel wie auch dem jagdbaren Federvieh nach und wagt sich, wie dieser Fall beweist, selbst an starke Hähne.“ Hierzu wird uns nun mitgeteilt, daß unsere freilebende Tierwelt ohnehin in ihrer uralten Mannigfaltigkeit gegenüber früher bereits wesentlich durch die fortschreitende Kultur zurückgedrängt worden ist und unsere Heimatnatur dadurch bereits seelenloser, ärmer und eintöniger wurde! Auch das Gleichgewicht in unserer Natur ist stellenweise schon zerstört, denn früher waren es z. B. der Wanderskalke, der Hühnerhabicht u. s. w., welche die ungezählten Scharen der nestplündernden, rabenartigen Vögel kurzhielten. Heute haben sich die nestzerstörenden Krähen, Elstern und dergleichen vielfach derartig vermehrt, daß stellenweise durch diese Raubräuber der Fortbestand insektenvertilgender Vögel stark gefährdet ist, weil ungezählte Singvogel- und Wildgeflügel-nester durch diese rabenartigen Jungvogelräuber und Eierdiebe vernichtet werden. Hätten wir also mehr Raubvögel, welche die Krähen, Elstern, Hähner u. s. w. dezimierten, dann hätten wir auch wieder mehr insektenvertilgende Vögel, und es gäbe weniger von den oft überhandnehmenden Schmarozern, wie Engerlingen, Raupen, Drahtwürmern u. s. w. — Außerdem hat der Schöpfer den Raubvogel deshalb in die Natur gesetzt, damit er alles schwache, feuchbefallene, kränkliche Gekier ausmerzen soll, um die Tierwelt vor Degene-

ration usw. zu schützen! In der Natur ist nichts falsch oder irrtümlich geschaffen, alles hat seine weise Begründung, denn das herrliche Schöpfungswerk hat im Wandel der Jahrtausende bewiesen, daß alles seine ausgleichschaffende, hohe und große Bedeutung hat! — Wer als Nichtjagdberechtigter, d. h. also, ohne im

Besitz eines Reichs-Jagdscheines zu sein, einen geschützten Raubvogel schießt, macht sich mithin in doppelter Hinsicht strafbar und vergeht sich außerdem gegen den Naturschutz! Schießt er dazu noch an den, von Menschen bewohnten Orten, so verstößt er ferner gegen die Polizeiverordnungen wegen Gefährdung von Menschenleben innerhalb von bewohnten Vertikalitäten, in denen das Geleß das Schießen grundsätzlich verbietet.

Kürzlich wurden u. a. vier Männer vor dem Schöffengericht bestraft, die den Horst des geschützten, seltenen Wespenbussards geplündert hatten. Die Beute wollten sie wegen ihrer Seltenheit in eigen-nützigster Weise gegen hohes Entgelt veräußern. Das Gericht bestrafte die Hauptbeteiligten zu je vier Wochen Gefängnis und den Fehler zu 100 ./. Geldstrafe.

Jeder heimatliebende Deutsche trage daher an seinem Teil mit dazu bei, daß uns die noch vorhandenen, naturgewollten und naturnotwendigen Geschöpfe, zwecks Schaffung des Ausgleichs im Naturhaushalt, erhalten bleiben, denn sie gehören ein für allemal zu unserer schönen, deutschen Landschaft!

Dr Spacht im Wald

(Kadnerd verboten.)

Holzhafer is im Wald dr Spacht.
Ruja, ihr Zeit, dos mach't'r rocht;
da wenn dar net in Wald rüm wär,
freihen de Wälder! allesam leer:
De Knospen, Blätter, Schtiel un Rinden,
is schinste Holz tāt'n se zerhinden.
Ober olu könn' se enn Drod — —
dr Spacht, dar Bruder, hult se wag.

Hot dar erscht mol enn Baum gefah',
mit dan's net stimmt meh' ganz genaa
schu is ar mit jenn Weibl do,
rutsch an dan Schtamm bal nauf, bal no,
jed's Schtiel sieh't'r — sieh't jed's Lüdt.
schwupp, hot ar lu enn Rum p den Widd!
Ru raus mit'n — nei in dan Raum —
dr Master Spacht ka als verdroog!

Gleich horcht an Schtamm ar mit jenn Ohr:
„Do drinne stadt noch meh' fetts Chor!“
Ruch mach't'r mit jenn Schnobel lus
— dar is ben Spacht sei daamisch gru —
de Schpā flican nār lu rüm vun Haden;
nei muh dos Loch — 'r muh se pocken!
Guck! föllt mer da sumos gelaam?“,
Schu hot'r jche an dar Jung' dra klaam!

Halt! doh 'r sei Weibl net verpakt,
ateh's Trommeln lus an dären Ast.
Su ein Spektakel in dan Wald,
de fremden Zeit färdten sich bald!
Doch lacht mer noch dan Schwerenöte.,
do lüchert'r — un macht sich löder.
'r denkt: „Mei Handwerk mach'd allaa,
dos annre brauchste net ze sah!“

'r maant sei Rastloch in dr Nücht,
weil drum, ohne a Ränkl Sicht;
doch drin is schie, do herricht e Labn.
do haacht's dan klenn Vögl Futter gahn.
Wos dort de Svacht verstedt hobn müßen,
dos darf dr beste Mensch net wissen.
Drim pottsch'n se un munkeln sei:
Dr Spacht, dar mecht — — Zauberei!

Mer wach net, föll mer wos drauf gahn,
dr Spacht spricht: „Dummer Oberglaam!“¹⁾
Niedr gieht mei Handwerk bluh wos ah —
ich bie un bleib a Zimmermaa.
Bon Morgen moa — bis dr Obnd tut dammern,
do hörchte mich in Wald rümhammern!
Mei Sprüch is — dos mert' dir sei:
War labn will, daar muh fleißig sei!!!

¹⁾ Gewürm, ²⁾ glauben, ³⁾ Aberglaube.



Vor der Weihe einer deutschen Totenburg an der Pforte des Orients

Erzgebirgler waren dabei, als im Weltkrieg die deutschen Truppen nach fernem Süden zogen, um von den Bergen Macedoniens den Olymp zu grüßen. Habe selbst aus meiner Truppe manch guten Kameraden da unten an der Pforte des Orients verloren, und deshalb ist unsere Freude groß, daß jetzt im fernen Land eine Totenburg entstanden ist, die uns das Andenken wahrer derer, die mit uns hier unter heißer Sonne des Südens um Deutschlands Freiheit rangen. Nun sollen auch unsere Leser in Wort und Bild dieses Ehrenmal einmal kennen lernen, über welches uns der nachfolgende Bericht eingefandt wird. „Bitolija“, so lesen wir.

Hart an der mazedonischen Grenze liegt es, schon kaum mehr Abendland. Orient ist das Bild der Landschaft, Orient ist die heiße, dörrende Sonne, die kahle Berge und die Kessel der Täler überglüht. Deutsche Helden liegen hier, fern von Deutschland, einst Deutschland in sich tragend im Schlag des Blutes, im Ton und im Wort des Liedes. — Deutsche Soldaten kämpften hier auf fremder Erde für die Heimat. Deutsche Helden liegen hier seit zwanzig Jahren. Sollte die Heimat ihrer vergessen, nur derer gedenken, die nah an ihren Grenzen liegen? Es sind Tausende, die hier geblieben sind, deutsches Blut in fremder Erde, aber über fremder Erde noch Ruhm deutschen Heldentums.

Die Heimat hat sie nicht vergessen, sie hat ihnen ein Mal errichtet, wie es der Größe ihrer Tat gerecht wird. Sie hat ihnen durch den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, den Sachwalter lebendiger Erinnerung an die Toten des Weltkrieges, eine Burg errichten lassen, ein deutsches Walhall auf fernem Berggabel. Ueber der Stadt Bitolija erhebt sich, nun die gewaltige Ringmauer tragend, der wuchtige Bau der Ehrenhalle. Weit ragt diese Burg über das Land hinaus, grüßt dort den Peristeri, dort die weite pelagionische Ebene, hinter der sich das Grenzgebirge Mazedoniens erhebt. Auf diesem Berg kämpften die deutschen Soldaten, über diesen Berg führte für eine Weile die Front. Die Helden in fremder Erde sollten nicht vergessen sein. Deutschland, das sie in eigener Schmachzeit jahrelang vergaß, kehrte zu ihnen zurück. Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge hatte sie nie vergessen, er bereitete diese große Ehrung der Toten vor. Kein hindernder Einspruch der fremden Regierung hemmte die Arbeit. Jugoslawien, Volk und Regierung, gab der deutschen Totenehrung Raum. Mehr als das: die Stadt Bitolija übereignete dem Volksbund den Hügel, auf dem nun die Totenburg sich erhebt. Aus den Tälern, vom Fuß der umliegenden Berge wurden die schweren Granitblöcke herangeschafft, zusammengetürmt zur wuchtigen Mauer und dem Bau der Ehrenhalle. Aus dem Fels wächst die Burg empor, breit und schwer, wie er selbst dem Ansturm der Jahrhunderte trohend. Hitlerburg nennt sie das Volk rings im Land. Das ist Liebe zu dem neuen Deutschland, Verehrung dem Reich des Führers gegenüber, was in diesem Namen klingt. Allmorgendlich schauen

sie weit herum aus den Tälern und von den Hängen der Berge hinüber und hinauf zu der Burg, gedenkend, daß das deutsche Volk seine Helden zu Recht ehrt, das deutsche Volk Adolf Hitlers. Die Burg ist deutsch, die hier entstand. Stille und Sammlung fordert sie von dem Besucher, der durch den Torbau eintritt. Nur eine schmale Tür, schwer, mühsam geöffnet wie zur Erinnerung, daß leichter Sinn hier nicht taugt, läßt den Besucher eintreten, nicht eine breite Pforte für einen Schwarm Neugieriger. In die Halle der Ehre führen Stufen hinab, und die Decke strahlt im Glanz eines Goldmosaiks. Ein Adler schwebt über dem Raum, kunstvoll in Mosaik gefügt. In der Mitte steht der Sarkophag,

an dessen Seiten die Wappen der deutschen Länder eingemeißelt sind. Zum Gräberfeld hin im Innern des gewaltigen Runds öffnet sich die Halle in drei hohen Bogen. Wer hinaustritt, sieht den Himmel gewölbt, die Kuppen und Rämme der Berge herübergrüßen, aber er sieht nicht hinunter ins Land. Hier ist nicht Aussichtspunkt. Hier ist die Stätte des Gedenkens, der Stille für den, der bei den Toten weilt. Hier ist heiliger Ort, Deutschland in fremdem Land. Darum zieht sich die Mauer in mehr als Mannshöhe. Sie schließt das Feld der Gräber ein, schließt es ab gegen eine laute Welt des Alltags. Nur das Ewige wölbt sich über dem nun eingefriedeten Rund, das Bergängliche



Die Totenburg deutscher Helden in Bitolija, früher Monastir, Jugoslawien
Erbaut vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. Sie liegt auf einer Bergkuppe über der Stadt. Die Ringmauer, der ein Torbau mit Ehrenhalle vorgelagert ist, umschließt die Gebeine von 3000 deutschen Kriegern.

tritt zurück. Kein Zierat, kein Schmuck, kein kleinliches Ornament erinnern an Menschenarbeit. Still und groß, wie die Natur selbst schafft, ist hier das Kunstwerk aus deutschem Bauwillen entstanden. Die Ehre der Toten fordert ein würdiges Mal. — Schon seit Monaten schauen die Bewohner des Landes hinauf zu dem Berggabel. Die Burg steht trugig, mahnend, erhaben, in diesen Tagen noch einsam. Die Öffentlichkeit hat den Weg hinauf noch nicht gefunden. — Nun aber soll sie ihrer Bestimmung übergeben werden. Und es nimmt das ganze Land daran teil. Großes deutsches Ehrenmal in der Fremde — an seiner Einweihung nimmt Deutschland teil. Denn Deutschland gedenkt seiner Toten, aus deren Heldentum es die Kraft schöpfte zu seinem Wiederaufstieg, der Toten, die einst die Kameraden des Führers waren, Helden aus dem großen feldgrauen Heer. In wenigen Tagen wird die Burg ihrer Bestimmung öffentlich übergeben. Der Bundesführer des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Dr. Eulen-Berlin, wird sich gemeinsam mit Vertretern der Wehrmacht nach Bitolija begeben, wird dort die feierliche Einweihung dieser großen Totenburg vornehmen. Abordnungen der jugoslawischen Regierung und Wehrmacht werden teilnehmen und die ritterlichen Gegner des großen Krieges durch ihr Gedenken ehren. Am Abend wird vom Rathausurm der Stadt Bitolija-Monastir das Glockenspiel klingen, das der Volksbund der Stadt gestiftet hat. Es wird die jugoslawische Nationalhymne spielen und das Lied vom guten Kameraden. In fremder Erde liegen die deutschen Soldaten. Aber Deutschland ist bei ihnen.

Willy Fr. Röhrer.



**Abenteuer-
Roman
von
Will Kröger**

(22. Fortsetzung.)

Ober-Inspektor Briggs lächelt charmant, als er Ethel ansichtig wird. Er muß an ihr „Aufnimmerwiedersehen“ denken.

„Nun, Miß Stanford, was führt Sie zu mir? Auch Sie, Mister Ellet?“

Der damalige Vorfall mit Zeeman scheint Sie einander näher gebracht zu haben.“

Ethel will berichten, aber mit einer freundlichen, jedoch bestimmten Handbewegung schneidet Paul ihr das Wort ab und erzählt selbst. Ober-Inspektor Briggs wird aufmerksam, sehr aufmerksam sogar. Als Paul alles erzählt hat, ruft Briggs begeistert aus:

„Das haben Sie fabelhaft gemacht, Mister Ellet! In Ihnen steckt das Zeug zu einem tüchtigen Detektiv! Dieses Telegramm ist direkt von unbezahlbarem Wert! Ich werde mit meinem Vorgesetzten sprechen und hoffe, noch heute nach Chicago fliegen zu können, um mir Mc. Lean einmal anzusehen. Sie können schon recht haben mit Ihrer Vermutung, daß es Zeeman ist. Entschuldigen Sie mich bitte für fünf Minuten!“

„Ich fliege nach Chicago!“ meldete er, als er zurück ist. „Und Sie, Mister Ellet, möchte ich bitten, da Sie der Einzige sind, der den geheimnisvollen Verfolger gesehen hat, Miß Ethel weiter unter Ihre Fittiche zu nehmen und zu sehen, ob sich der Verfolger vielleicht wieder zeigt. Erscheint er wieder auf der Bildfläche, lassen Sie ihn durch den nächsten Policeman verhaften.“

„Gern, Ober-Inspektor, so habe ich es mir auch gedacht“, erwiderte Paul stolz. „Ich werde Miß Stanford keine Minute unbeschützt lassen.“

„Recht so, Mister Ellet! Ich kann leider erst in vier Stunden fliegen. Sollte sich bis dahin schon etwas ereignet haben, treffen Sie mich hier.“

In der Nähe der Summit-Avenue angelangt, will Paul, daß Ethel ab jetzt ihren Weg nach Hause allein geht. Man kann nicht wissen, vielleicht lauert der Unbekannte schon jetzt vor der Tür.

Ethel geht voran, Paul folgt ihr, den harmlosen Spaziergänger, mimend, in zehn Schritt Abstand. Ethel und Paul haben abgemacht, daß Ethel alle halbe Stunde ein kurzen Spaziergang machen soll, um dem eventuell wartenden Unbekannten Gelegenheit zu geben, ihr zu folgen.

Biermal schon hat Ethel ihren Spaziergang gemacht, lediglich gefolgt von Paul. Als Ethel eben zum fünften Male aus der Bar kommt, bemerkt Paul auf der anderen Straßenseite zwei Männer, die schnell über den Damm kommen und Ethel folgen.

Das ist der Fremde von gestern! durchblitzt es Paul, den anderen habe ich noch nicht gesehen. Desto besser! Dann werden eben zwei Gauner unschädlich gemacht.

Ethel hat nichts davon gemerkt, daß sie verfolgt wird. Paul guckt sich die Augen aus nach einem Policeman. Wenn er, Paul, doch nur seinen Revolver bei sich hätte. Ohne Waffe ist natürlich nichts zu machen.

Sieh nur, wie sie miteinander tuscheln, die Kerle, und Ethel auf Schritt und Tritt verfolgen. Drüben! Drüben zwei Policemen!! Paul geht, sich öfters umblickend, über den Damm, tritt an die Policemen heran und flüstert ihnen hastig zu:

„Befehl vom Ober-Inspektor Briggs! Folgen Sie mir unauffällig, und wenn ich neben zwei Männern gehe und dort die rechte Hand aus der Tasche ziehe, dann verhaften Sie die Kerle,

aber mit dem Revolver in der Hand, es sind gefährliche Verbrecher!“

Die Beamten hören den ihnen wohlbekannten Namen Briggs und sind durch Pauls bestimmten Ton so perplex, daß sie ihm ohne weiteres gehorchen. Paul geht über den Damm, hat die beiden Verbrecher im Menschengewimmel erspäht, überzeugt sich, daß die Policemen ihm auch folgen und schreitet schneller aus.

Pat Lime und einer seiner Agenten sind durch die Beobachtung Ethels so in Anspruch genommen, daß sie auf nichts anderes achten. Paul, die rechte Hand in der Tasche, hat die beiden Kerle von links erreicht, blickt sich noch einmal kurz um, und zieht mit einer weiten Geste die Hand aus der Tasche, dann geht er weiter. Nach drei Schritten blickt er sich um.

Die Policemen haben die beiden Kerle erwischt, ihnen die Arme nach hinten gedreht und sie blitzschnell gefesselt. Dann stehen die Beamten unentschlossen und halten nach Paul Ausschau. Der rennt zu der ruhig spazierenden Ethel:

„Schon verhaftet, Miß Stanford! Sehen Sie, gleich zwei! Kommen Sie, ich renne zu den Policemen!“

Pat Lime und der Agent stehen leichenblass inmitten einer sich ansammelnden Volksmenge.

„Bringen Sie die Falschmünzer zu Ober-Inspektor Briggs!“ ordnete Paul an. Die Beamten nehmen die Verbrecher am Kankhaken und rufen eine Autodroschke heran. Paul ruft für Ethel und sich einen zweiten Wagen herbei. Die Menschenmenge verläuft sich.

Ober-Inspektor Briggs ist außer sich vor Freude über den guten Fang. Zwar war ihm bisher nur bekannt, daß Sidney Troun rote Haare hatte, aber die Färbung der Haare ist unschwer festzustellen. Der mitverhaftete Agent ist der Polizei bisher nicht bekannt. Nun, der Erkennungsdienst wird bald heraus haben, wer der Fremde ist, der sich weigert, seinen Namen anzugeben.

Überführt sind beide Verbrecher. Beide trugen falsche Banknoten bei sich.

Pat Lime kneift böseartig seine Augen zu, als ihm das zerknüllte Telegramm vorgehalten wird. Ein wütender Seitenblick trifft Paul.

„Geben Sie zu, das Telegramm geschrieben zu haben?“ fragt Briggs.

„Ich gebe nichts zu!“

„Wollen Sie uns auch nicht sagen, warum Sie Miß Stanford verfolgt haben und ein Telegramm nach Chicago schickten, das Ethel betraf?“

„Nein.“

„Geben Sie zu, daß John Mc. Lean identisch ist mit Price Zeeman!“

„Nun, das werden wir bald heraus haben, in einer Stunde fliege ich nach Chicago. Soll ich vielleicht Grüße von Ihnen ausrichten?“

„Gewiß. Das heißt, wenn Sie ihn treffen!“ höhnt Pat Lime. „Aber Sie werden kein Glück haben! Sparen Sie sich die Reise. In dem Moment, wo wir verhaftet wurden, ist schon ein Warnungstelegramm nach Chicago abgegangen, vielleicht auch ein Telefongespräch.“

„Wer sollte gesprochen oder telegraphiert haben?“

„Einer meiner Leute. Wir wollten uns auf der Summit-Avenue treffen. Ich sah den Freund schon kommen, als die Policemen an uns herantraten.“

„Das ist Schwindel!“ ruft Briggs. „Aber ich will vorbeugen.“

Er eilt an den Telephon-Apparat, läßt sich mit dem Polizeifunk verbinden und gibt Auftrag, nach Chicago zu funken, John

Mc. Lean, Wilson-Square 12, soll sofort verhaftet werden.

Ethel und Paul gehen.

„Jetzt können Sie wieder ganz beruhigt sein, Miß Stanford“, sagt Paul, während sie die Treppen abwärts steigen und einen nicht übermäßig hellen Gang gehen.

„Ich bin Ihnen so dankbar, Paul!“ sagt Ethel leise und bleibt plötzlich stehen, nimmt Pauls Kopf zwischen ihre Hände und küßt ihn blitzschnell auf den Mund.

„Das als Dank, Paul!“

Und Paul . . . Er denkt, die Erde müsse sich öffnen und ihn verschlingen. Alles dreht sich um ihn; mit leicht geöffneten, eben geküßten Lippen steht er da und weiß nicht, ob er sich schämen oder ob er vielleicht den Kuß erwidern soll.

„Miß Stanford“, stammelt er. „Warum haben Sie mich geküßt?“

„Warum? Danach fragt ein Gentleman nicht, wenn ein Mädchen ihm den Vorzug erwiesen hat, ihn zu küssen. Aber wenn Sie es wissen wollen: weil ich unendlich tief in Ihrer Schuld stehe! Weil Sie mein Ritter waren, ein untadelhafter und uneigennütziger Kavaliere. Und . . . weil Sie ein so entzückender Junge sind. Sollte ich Ihnen vielleicht mit Geld meinen Dank beweisen, Paul?“

„Nein, nein!“

„Sehen Sie, damit hätte ich Sie nur beleidigen müssen.“

Paul hebt langsam seine blauen, kindlichen Augen zu dem Mädchen empor, legt das Lippenpaar leicht aufeinander und glaubt so, den Kuß von Ethels Mund nachzuempfinden, beinahe zu schmecken.

Ethel blickt ihn mit weichen, mütterlichen Augen an, in denen nur ganz wenig Koketterie liegt. Und dieses wenige sucht Paul sich heraus, es erregt, begeistert, entflammt ihn. Er breitet zögernd die Arme aus und sagt endlich und werdend:

„Darf ich Sie auch küssen, Miß Stanford?“

„Möchten Sie denn, Paul? Meine Dankbarkeit wäre imstande, Ihnen den Kuß zu gewähren.“

„Ja, Miß Ethel, ich möchte!“

Ihr Mund bleibt stumm, zieht sich nur etwas zusammen wie zur Entgegennahme eines Kusses. Aber die Augen sind Gewährung. Langsam, langsam nähert sich Pauls Gesicht dem ihren, noch ist er einen Finger breit von dem lockenden Munde entfernt, da packt es ihn. Mit einem kleinen Ausruf des Entzückens schlingt er die Arme um ihren Hals und küßt den Mund, jugenhaft ungestüm und auch noch jugenhaft in der Empfindung. Dann löst er die Arme, fährt sich übers Haar und sagt leise:

„Jetzt bin ich reich, Ethel, unendlich reich!“

Ethel antwortet nicht. Die gläubige, kindlich zarte Liebe des Jünglings stimmt sie beinahe traurig. Sie muß an Jackson denken, auf den sie warten will.

Während sie weitergehen, fragt Paul besorgt:

„Sie sind traurig, Miß Ethel, bereuen Sie, daß Sie mich — daß ich Sie küssen durfte —?“

„Nein, nein, Paul! Das werde ich nie bereuen. Ich weiß nicht, warum ich traurig bin. Kummern Sie sich nicht darum, Paul! Wissen Sie was? Diesen Nachmittag werden wir festlich

begehen. Ich werde Sie meinem Vater vorstellen und wir werden sehr vergnügt sein! Ja, wollen Sie?“

„Sehr gern, Miß Ethel, aber ich müßte erst zu Hause anfragen!“

„Gewiß, Sie fahren nach Hause, holen sich Erlaubnis und kommen zu uns in die Bar. Wenn Sie wollen, dürfen Sie auch Ihren Vater und Ihre Mutter mitbringen.“

„Ich komme lieber allein!“ entgegnete Paul entflammt und strahlt Ethel an. „Meine Eltern werden es schon erlauben. Sie kennen sie ja.“

„Dann eilen Sie, Paul, ich werde im Auto nach Hause fahren.“

Mit einem überdimensionalen Blumenstrauß bewaffnet, erscheint Paul nach einer Stunde in der Bar, wird dem alten Stanford vorgestellt und ins Privatstimmer geführt, wo ein gedeckter Kaffeetisch bereitsteht.

Jim Stanford ist um den Retter seiner Tochter mit rührender Sorgfalt bemüht. Er bedauert eigentlich, daß Paul noch so jung ist und er ihn nicht zum Dank voll Schnaps pumpen kann.

Ober-Inspektor Briggs ist in Chicago eingetroffen und fährt sofort zur Polizei-Direktion. Hier eröffnet man ihm, daß man im Hause Wilson-Square 12 keinen Mann namens John Mc Lean habe finden können und man habe sich darauf beschränkt, sein, Briggs, Eintreffen abzuwarten.

Das Haus am Wilson-Square, im Herzen der City gelegen, macht durchaus keinen verdächtigen Eindruck. Es ist ein hohes, neues Wohnhaus, in dem nur ganz einwandfreie Personen wohnen sollen, so behauptet wenigstens die Polizei-Direktion.

Briggs ist mit zwei Beamten erschienen und nimmt die Nachforschungen auf. Der Hauswirt kann sich keines Bewohners namens Mc Lean entsinnen. Zufällig kommt der Postbote. Befragt nach Mc Lean erklärt er, vor Monatsfrist sei bei der Post ein Antrag eingegangen, alle Poststachen, auch Telegramme, für Mc Lean, wohnhaft Wilson-Square 12, postlagernd zu behandeln.

Der Ober-Inspektor eilt zur Post, weist sich aus und erfährt, daß hier tatsächlich des öfteren Poststachen für John Mc Lean abgefordert wurden. Gestern sei z. B. ein Telegramm abgeholt worden. Der betreffende Postbeamte wird gefragt nach dem Aussehen des Abholers. Die Poststachen würden stets von einer Frau abgeholt, lautete die Antwort. Eine Frau? Nun, das wird Zeemans Geliebte sein.

Dem Postamt wird auferlegt, bei Auftauchen des Abholers sofort die Polizei zu benachrichtigen. Dann entläßt Briggs seine ihm von der Chicagoer Polizei-Direktion attachierten Beamten und geht allein nach dem Wilson-Square zurück. Es ist Abend geworden. Der Hauswirt sitzt in seinem Stübchen und ist einer Unterhaltung gar nicht abgeneigt, zumal Briggs eine gute Zigarre mit sich führt und den Hauswirt bittet, aus der nächsten Kneipe etliche Erfrischungen zu holen.

Der Hauswirt kommt mit sechs Flaschen Bier zurück, holt zwei Gläser und schenkt ein. Auch eine Zigarre nimmt er dankend.

(Fortsetzung folgt.)



Zeichnung Kießlich M

Die Policemen hatten ihnen die Arme nach hinten — dreht und sie blitzschnell gefesselt

Bilder aus aller Welt

Zehn Jahre Kampf um Berlin

Ein Bild aus der Zeit des Uniformverbotes: SA und SS ohne Uniform marschierten einheitlich in weißen Hemden mit dem dunklen Schlops und warben für Adolf Hitler.

(Siebert Bilderdienst, K.)

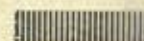


Roosevelt

im Kreise seiner Familie,

der bekanntlich zum zweiten Male zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika gewählt wurde. Er ging aus der Wahlkampf als unumstrittener Sieger hervor.

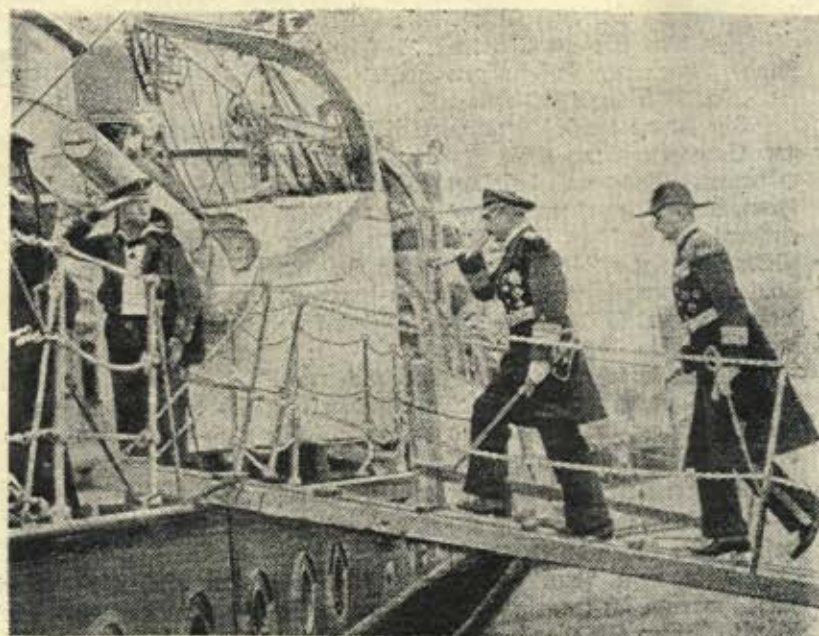
(Erich Zander, K.)



König Boris auf der „Emden“

König Boris von Bulgarien stattete dem deutschen Kreuzer „Emden“, der auf seiner Weltreise die bulgarische Hafenstadt Warna angelaufen hat, einen Besuch ab. — König Boris begibt sich an Bord.

(Weltbild, K.)



Nooch'n Feierohmd

Olberne Muckn

Von Maximilian Weigel

Bei manning Leitn laa mr machn, wos mr will, mr laa ne net de Muckn ausgehn. Do denk iech an den Staaßler Gerichtslaffierer, der wagn jenn Getuh manning Wschij von dan dozemolign Amtsrichtr kriegt hot. Wenn nu su e Gerichtsvorhannling war un de Zeign ihre Gebühn hult wolln, do getrauet siech ball gar kää Ludr nei ze dan Karll, weil se wohnt, doß ar su zach miet'n Gald imgleiche tat, als ob arsch's aus dr eegn Tasch bezohln mißt. Ar grobset siech de Leit net garschtig a. „Was bildn Sie siech da ein?“ blies ar de Zeign a un doderbei schiefeler ar onner seinr Brill wir. Name do emol in su ner Privatflog, wu siech der Reibler-Sandr un dr alte Bögner in Gasthuf rieber un nieber „beschiessene Zylinder“ titeliert hattn, drei Zeign in dar Gerichtskasse nei. Jeder wollt zwä Tholer Zeigngebühn hobn. „Sie sei wuhl verrückt“ saht dr Rendant Leibner, „wos hobn Se da ihrhaupt in dr Verhannling ausgefaht?“ Dr alte Gasthufwärt Beier hat nu agabn, doß ar natierlich als Wärt nisch gefahe un gehärt hätt. „Un do wogn Sie siech aa noch Zeigngebühn ze vrlange?“ „Odr ihe-raus“ saht dr Leibner ganz wichtig. Dr Cöles hatt agabn, doß ar arsch drzukomme war, wu's schu wieder e bissel ruhig wurn war. „Do könne Se aa net mähr wie fimfzwanzig Reigrosch vrlange“ piß ne dr Leibner a. Un wie gar noch dr alte Oberhardt saht, ar hätt wagn seiner Laacheet net viel von dar Streiterei waggesschnappt, do hot dr Leibner ne nár e Mark gabn. Odr aa nár döshalm, weil dr Laabe zewingst hatt agabn könne, doß siech dr Sandr un dr alte Bögner wie zwee Kampfhahner ben Grieps gehatt hattn. Dr alte Leibner ließ siech arsch jedesmol de Protokoller ihr de Zeignausfogn virlasn. Do warn nu die dozemolign Refendar niedertrachtige Dinger. Die tatn jedesmol die Protokoller su afange, wos dr Zeig net wohnt. Wenn nu su e Protokoll lusging: „Ich weiß nicht“, do war jedesmol siech ben Leibner de Botter braun: „Do wogn Sie, wu se nisch wohnt, siech aa noch Zeigngebühn gabn zu lossen“, un ar pfuit su rim, doß de Leit meerschinteels uhne Gald wieder luszugn. S' genüget siech, wenn's lus ging: „Ich weiß nicht“, do brauchet dr Leibner net wettr ze lasn. Wenn z. B. odr drinne stand: „Ich weiß, daß der Müller nichts gewußt hat“, do bröselet ar 's Gald auf, weil's mit „ich weiß“ lusging. Nooch jedr Zeignornahming hots dozemol Krach wagn Leibner seinr Laacheet gabn, weil ar kää Gald auspackn wollt. Do hot siech mannichmol dr Amtsrichtr salberscht dreineilegn mißn, eh die arme Zeign ihre Zeitverseimnis bezohlt kriegn tatn. Odr von dar olbernen Muck war dr Leibner net ozebränge. Ar war ze alt, im wos Reies drzu ze lárne. War abn nisch wohnt, dar kriegt abn aa nisch, un wenn ar stundlang off'n Bericht gefassn hatt.

Aa su e esälligs Ludr war dr Schulhausmann Koch. Do konntn nu de Lährer siech beschwern wie se wolln, dar heezet de Schul Tog fir Tog im Winnerhalbgahr ei. Wenn im Frühgahr racht warme Tog warn, do hot's in usn gepresselt, un wenn de Eisehellign lame, do gobs kää Feier in usn. Ar hot siech nár an de Birschrift gehalt, die ar von usn har kriegt hat, wunoch im Winterhalbjahr in der Regel gefeiert warn sollt. Do ließ ar siech aa net von Direkter nei mahn: „Bissn Se, ne Rinnern wos beibränge is Ihr Sach, 's Heezn is mei Sach.“ Do hobn aa alle Eigabn an Schulrat nisch genügt. Da aa dar vrstand nisch von Heezn un ofegn konntn se nu ne Koch aa net. Dr Birstand war sei Schwoger un ar hatt dozemol wuhl ihr e Gahr rückstänning Luh ze kriegn. Drwagn konnts niemand nei miet'n Koch vrdarbn. Do hobn de Lährer un de Rinnr lieber schwign un friern mißn, als doß mr ebbr ne Koch wettr in sei Handwark neizemahn gewogt hatt. Wenn sei Schwoger nu

emol gefaht hatt, ar mächt siech dach e bissel nooch de Lährer richtn, do wur ar ruppig un wollt sei Amt niedrlegn odr nár unnr änr Bedingung, off Haller un Pfeng wollt ar ausgezohlt sei. Dos konnt odr dozemol die arme Kommuh net, un do heezet abn dr Koch ne Kalendr nooch wettr, bis ar von en sanftn Lud von dar ewign Drängelei erlöst wurn war.

E pohigs Bissel Mannsn war aa dr Standesbeamte Rärmer. Kam do emol de May-Lieb-Anne mit orheilt'n Aagn un wollt ne Tud von ihrn Maa amaldn. Ar wollt en Ausweis hobn, doß se aa wärllich de May-Lieb-Anna war. „Odr Harr Rärmer, wu mr siech siech von Kind auf kenne un aa siech sechs Rinnr bei Sie agemald hob?“ „Papperlappapp“, saht dr Rärmer, „bei en Tutn is 's wos annerschter wie bei sitt'n klenn Bärgein.“ Un de May-Lieb-Anna muß ehern giehe un 's Stammbuch hult un nocher arsch hot dr Rärmer ne Tud von ihrn Maa eigetogn. „Merkn Sie's sich's geleich sich's nächste Mol, uhne Ausweis schreib iech kää tutn Maa el, un do konntn Se meintwagn mei Fraa salberscht sei.“ E anner mol kam aa e alte Fraa, de alte Riekel-Schustern, un hot e tut's Kind agemald. De Riekeln sehet onner dan Protokoll, wie ses su geweehnt war, drei Kreizeln. Do ging odr dr Rärmer in dr Höh. „Wos fällt Sie ei, mei Buch su ze verhunzn? Kanne Se net lasn, doß extra droir virgedruckt is: „Name des Anmeldenden?“ Außer siech or lauter Raasche wischet aar sen Schnupptobaklastn runner un tat von Bezohln von dan teiern Buch redn. Rá, su wos war off'n Standesamt fierwahr noch net vorkomme, doß jemand gewogt hatt, drei Kreizeln ze machn. „Rá, doß noch sitte Leit gibbt, die net emol ihrn Name schreihn künntn, hätt iech net gedacht“, meenet dr Rärmer, „odr do hilft nisch, ob Se wolln odr net, Se mißn Ihrn Name schreihn un wenn iech Sie de Hand führen muß.“ Un ar dricket dr Riekeln ne Faderhalter in dr Hand nei un tat ihr Bodstob off Bodstob de Hand führen. Wie nu dr Name dart stand, saht dr Rärmer: „Sehn Se, nu weß iech zewingst, wos die drei Kreizeln heehn.“

S' gibbt ibrol sitte genaue Leit, die e groß Getuh hobn, wenn wu e i-Pünkel faht. Do denk iech noch an alin Polezeier Rastler. Dar moßt emol fir ner trichinösn Sau de Versicherung hinner off'n Borwerich zen Meyer-Bauer schaffn. Ar hatt su e gute Stund naus zu siech ball net fir Schnee feder gekonnt. Dartn hot ar nu de Pfeng, es warn an de dreißig Tholer, aufgebroselt un hat drfir e Bierneigroschnstidel als Trinkgald kriegt. Dr Meyer-Bauer hat nu die Quitting onnerschrieben un mei Rastler-Karl war miet dan Bierneigroschnstidel emol off en Grof offn Schießhaus eigelehrt. Wie ar dart siht, guft ar die Quitting a. „Kreizdonnerwatt, do hot dach dar dottende Bauer die zwä Stricheln übern Ppsilon vergassn. Wos wüdn die in Drasdn ihr su ner halbn Quitting sogn.“ Do blieb nisch annerschter ibrig, ar moßt nu bei dan huchn Schnee noch emol naus off dan Borwerich. Do hot ar siech wuhl dan zwä Stricheln halber e gute Stund mietn Meyer-Bauer ringestriekt un ar hot nisch ausrichtn könne. Offn Rothaus hot ar ze dar Quitting nocher e groß Protokoll niedergeschrieben, doß dar pp. Meyer trotz Belehrung net ze bewegn gewaln war, fenn Name richtig ze schreihn. In Drasdn hobn se siech su arsch nooch'n Rastler-Karl seinr Meening miet dar Quitting zefriedn gabn. Dr Karl saht immer: „E Beamtr, dar'sch's net genau nimmt, gehärt ins Zochthaus.“

Su's beachten!

Leß de gute Laune niemols untergieh,
bie net gleich beleidigt, lern in Spaß verstieh.
Nooch brengt dir jeder Tog ah immer neie Freid,
fr all'n unüging Aerger bleib dir gar kää Zeit.
G. Drechsler.

Rund um die erzgebirgische Heimat



Der Aussichtsturm auf dem Spiegelwald

und mächtig hingelagerien Massiv des Spiegelwaldes. Wer bis Schwarzenberg fährt, geht der weißen Markierung von Sachsenfeld über den Lehnberg nach. Ein staubfreier Fußweg führt über die feldergeschmückte Hochebene. Mancher schon, dem der Verfasser diesen Weg geraten, hat es ihm freudig gedankt. Wer den Ausgang von dem sauberen Industriedorfe Beiersfeld aus wählt, zweigt im Oberdorfe nach dem Spiegelwaldweg ab oder geht links quer durch den Wald vom Bahnhofe aus. Von Grünhain aus dauert es nur ein Viertelstündchen, und die Höhe ist erreicht. Kurzum, ein ganzes Strahlenetz von Wegen führt ans gewünschte Ziel. Selbst der Autofahrer kann von Grünhain aus auf der neuangelegten Autostraße bis vors Berggasthaus fahren. Würzige Wald- und reine Höhenluft atmen wir hier oben; Waldfrieden und Ruhe ist um uns, eine Wohltat für die Nerven und Trost für das Gemüt. Von der Plattform des Aussichtsturmes öffnet sich ein weitgedehnter Rundblick; im Süden zieht sich die edelgeschwungene Kammlinie in weiter Ausdehnung dahin; die Könige unter den Bergen, Fichtel-, Platten- und Auerberg, im Vordergrunde die Morgenleithe, weiter östlich zahlreiche Ortschaften breiten sich auf den Höhen oder schmiegen sich ins schützende Tal. Wer je hier oben gestanden hat, kommt immer

An der Spitze unserer Heimatblätter grüßt uns heute der schöne Spiegelwald. Immer mehr ist er in den Mittelpunkt des Heimatwanderns gerückt. Sommer wie Winter lehren Gäste bei ihm ein, und überaus reizvoll ist die Umgebung und der freie Bergblick, den wir hier genießen. Er ist von allen Seiten her leicht mit Hilfe von Bahn und Omnibus zu erreichen, sodaß auch der auf seine Kosten kommt, der weite Anmarschwege scheut. Aus dem Chemnitzer Industriegebiet fährt man bis Zwönitz, und wer's ganz bequem haben will, benützt die „Kleinfemmering“-Bahn mit ihren unvergleichlich schönen Ausblicken bis Bernsbach, Beiersfeld oder Grünhain. Von Aue her wandert man über das hoch und idyllisch gelegene Sommerfrischendorf Oberpfannenstiel. Auf der Höhenstraße links am Bahnhof Bernsbach vorüber tut sich ein einzigartiges Panorama auf, wie es selten in unserem Erzgebirge wiederkehrt. Auch von Lauter her ist Gelegenheit, hinaufzuwandern zu dem breit



Das schmucke Bergstädtchen Ehrenfriedersdorf



Entlang dem Röhrgraben durch das Greifenbachtal

wieder, um sich an dem großartigen Rundbilde zu erfreuen. Im Berggasthaus aber, in dessen Fenster die grünen Fichten schauen, Gles- und Kuhberg recken ihre Häupter hervor; ostwärts grüßt das Dreigestirn der Basaltberge, Scheibenberg, Böhlberg und Bärenstein. Im Norden lagert das Waldmeer, aus dem die Greifensteine am Horizont herausleuchten. Tiefe Täler schneiden hinein; findet der Wanderer behagliche Rast bei bester, preiswerter Verpflegung. In der Gaststube zieht ein prächtiger, farbenunterer Spinnenleuchter den Blick auf sich. Von der Zwönitzer Ecke grüßt uns Pfarrer Löschers Bild, und draußen im braungetöfelten Erzgebirgszimmer mit dem großen, grünen Kachelofen, dem gewaltigen Eßtisch und den schönen heimatischen Bildern und dem sinnigen Bordschmuck, läßt sich aufs angenehmste ruhen und weilen. Daß dem Besucher nichts am leiblichen Wohl abgeht, dafür bürgen die Besitzer des Berggasthauses, die Erzgebirgszweigvereine Spiegelwald und Beiersfeld, sowie der rührige Bergwirt Bretschneider. So, lieber Wander- und Erzgebirgsfreund, ihr Lehrer aller Schulen, Vereinsleiter und Klubvorstände, kommt her zu uns nach dem Spiegelwald; ihr werdet nicht enttäuscht sein, sondern mit einstimmen in den Ruf eines unserer alten, begeisterten Spiegelwaldfreunde: „O du schöner Spiegelwald!“ — Die folgenden Bilder führen uns ins Greifensteingebiet. Der alte Bergfried und die Bergwerkshalden verraten uns, wo wir sind: im schönen Städtchen Ehrenfriedersdorf, so, wie man es vom Frauenberg aus sieht.